

Renate Starck

Krefelder Juden in Amerika—Dokumentation in Briefen: Beitrag einer deutschen Schulklasse zum Jubiläum 1983

I feel a certain kinship with the . . . Mennonite weavers who came to America to escape religious persecution. I, too, came to these shores to escape persecution and in Krefeld it was considered as a "small miracle" that I, a young Jewish weaver, could stay at my trade for such a long time, even outlasting the unspeakable horrors of "Kristallnacht."

—K. Gimson

Anlaß, sich mit dem Schicksal der Krefelder Juden zu befassen, die im Dritten Reich der Verfolgung entkommen konnten und heute in den USA leben, war die "Philadelphiade 1983", die Krefelder Jubiläumsfeier zum Gedenken an die erste Auswanderung von 1683. Unter dem Motto "300 Jahre Deutsche in Amerika" fanden in der Bundesrepublik Deutschland und in den USA zwar viele Feierlichkeiten und Veranstaltungen statt, aber die Gruppe der nach 1933 Verfolgten wurde dabei in offiziellen Festprogrammen nicht oder nur am Rande erwähnt. Die Erinnerung an das Schicksal jener jüdischen Auswanderer erschien den Teilnehmern am evangelischen Religionskurs der Stufe 11 des Gymnasiums am Moltkeplatz in Krefeld jedoch besonders wichtig. Das vorangestellte Zitat aus einem Brief von Kurt Gimson¹ verdeutlicht die Verbindung, die zwischen den jüdischen Emigranten vor 50 Jahren und den vor 300 Jahren nach Amerika ausgewanderten Krefelder Familien besteht. Die Philadelphiade und ein dabei ausgeschriebener Schülerwettbewerb, der allgemein die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika zum Inhalt hatte, waren Anlaß und Chance, die ehemaligen Mitbürger fühlen zu lassen, daß man auch an ihrem Lebensweg nicht vorübergeht.

Zu diesem Zweck nahmen die Schülerinnen und Schüler mit den aus Krefeld ausgewanderten Juden Kontakt auf. Das Krefelder Stadtarchiv, die jüdische Gemeinde und die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit halfen bei der Adressenbeschaffung, und die Schüler schrieben jedem auf diese Weise Gefundenen einen Brief, in dem sie ihr Projekt vorstellten und baten, sie bei ihrem Vorhaben zu

unterstützen.² Die Gruppe erhielt achtzehn aufschlußreiche Antwortbriefe, die im folgenden in Auswahl als Dokumentation vorgelegt werden.³ Die Resonanz auf das Schreiben der Schüler zeigt, daß die ehemaligen Krefelder es ebenfalls für wichtig halten, daß ihr Schicksal und vor allen Dingen das ihrer Angehörigen und Glaubensgenossen, die im Holocaust umkamen, nicht in Vergessenheit geraten, um so die nachfolgenden Generationen zu mahnen und davor zu bewahren, ähnliche Fehler zu begehen wie ihre Eltern und Großeltern.

Der jüdische Bevölkerungsanteil der Stadt Krefeld betrug im Jahr 1933 nur etwa ein Prozent.⁴ Mit seinen 1600 jüdischen Bürgern gehörte Krefeld daher in die Reihe der Städte mit geringer jüdischer Bevölkerung; in der Konfessionsstatistik nahmen Juden nach Katholiken und Protestanten die dritte Stelle ein, noch vor den Mennoniten. Im Zuge der Liberalisierung und Industrialisierung im neunzehnten Jahrhundert hatten Juden in Krefeld Fuß gefaßt und sich vor allem im Textilbereich etabliert. Ab 1846 waren sie im Rat der Stadt vertreten. Obwohl sich die Krefelder Bürger nach außen hin tolerant gaben, fand sich in allen Bevölkerungsschichten ein latenter wirtschaftlich und politisch bedingter Antisemitismus, der in den späteren Verfolgungen sichtbar wurde. Mit der Machtübernahme Hitlers 1933 drohten den Juden in Krefeld die gleichen Gefahren wie andersorts: Geschäftsboykott, Demütigungen, Verleumdungen, Beraubung aller Rechte. Viele wanderten aus. Außer denen, die nach 1938 in die Emigration gingen, wohnten in Krefeld zu dieser Zeit noch 847 Juden. Von ihnen starben 83 auf natürliche Weise, und 8 kamen bei Bombenangriffen ums Leben; 599 wurden deportiert, 15 begingen angesichts der drohenden Deportation Selbstmord. Vier überlebten in Verstecken in Krefeld.⁵

Wie die Briefe der Emigranten zeigen, waren die subjektiven Erlebnisse der Krefelder Juden in der Zeit vor und nach 1933 sehr unterschiedlich. Einige berichten, daß in ihrem persönlichen Umfeld der Antisemitismus lange Zeit keine wesentliche Rolle gespielt und die Bevölkerung sich bemüht hatte, den jüdischen Mitbürgern zu helfen (Berets, Gimson u.a.), andere hatten Judenhaß und Diskriminierung— auch schon vor 1933—kennengelernt und erlitten (Davis, Berets, Wolfson u.a.).

In den meisten Fällen sind die Erinnerungen an Krefeld und die Zeit bis zur Emigration von "großen Schmerzen und Enttäuschungen" (Wolfson) geprägt, die vor allem darauf beruhten, daß man als Jude plötzlich auch im privaten Bereich Außenseiter wurde, obwohl die meisten jüdischen Familien seit Generationen in Krefeld eingewurzelt waren und sich als Krefelder und als Deutsche gefühlt hatten (Davis, Hertz, Gimson u.a.). Aufgrund der aufgezwungenen Isolation durch die Gesellschaft wurden der Zusammenhalt und die Aktivitäten innerhalb der jüdischen Gemeinschaft verstärkt. Der jüdische Kulturbund und der "Reichsbund jüdischer Frontsoldaten" mit ihren gesellschaftlichen und sportlichen Veranstaltungen spielten dabei eine wichtige Rolle (Wolfson u.a.).

Der Weg nach Amerika führte die Verfolgten über unterschiedliche Stationen. Außer der direkten Emigration in die Staaten gelang anderen

der Weg dorthin erst über England, die Niederlande, Portugal oder die Schweiz. Alle waren glücklich, das kriegszerrissene Europa hinter sich zu lassen. Obwohl sie in Amerika meist freundlich aufgenommen wurden, war der Anfang für sie sehr schwer, weil sie zunächst ohne Einkommen und oft ohne ausreichende Kenntnis der fremden Sprache und in einer anderen Kultur leben mußten. In Deutschland hatten sie die Berufsausbildung meist abbrechen müssen (Wolfson, Hertz, Gimson u.a.), so waren die Neuankömmlinge in Amerika gezwungen, jegliche sich bietende Arbeit anzunehmen, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können (Elcott u.a.). Hervorgehoben werden das Entgegenkommen und die Hilfe von alteingesessenen Amerikanern (Hertz), die den Prozeß der Integration in das neue Land erleichterten. "Eine neue Heimat war gefunden und nach ungefähr 50 Jahren leben und fühlen und denken wir nicht mehr als Deutsche sondern als Amerikaner" (Hertz).

Von den Emigranten, die zurückschrieben, hat die Mehrzahl noch Verbindung zu Deutschland. Die meisten besuchten nach dem Kriege Krefeld, wo sie nach Spuren ihrer Vergangenheit suchten und alte Bekannte wiedertrafen (Hertz u.a.). Ilse Wolfson setzte sich bei ihrem Besuch 1971 aktiv mit dafür ein, daß in der Stadt ein Gedenkstein errichtet wurde als Zeichen der Erinnerung an die "frühere jüdische Anwesenheit, die während 600 Jahren so viel zu der Entwicklung von Krefeld beigetragen hat". Andererseits schreibt Paul Davis: "Ich . . . kann mir kaum vorstellen, daß Leute gewillt sind, die Stätten zu besuchen, an denen ihnen so schrecklich mitgespielt worden ist." Auf ihren Reisen mußte Ruth Elcott in Dachau und Mauthausen die bittere Erfahrung machen, daß es in Deutschland immer noch Menschen gibt, die die Ereignisse der Nazizeit verleugnen oder nicht wahrhaben wollen.

Der gemeinsame Kampf gegen das Verdrängen der Vergangenheit und damit verbunden die Aufgabe, auch gegen neuere rechtsextremistische und neofaschistische Tendenzen der Gesellschaft anzugehen, verbinden "alte und junge" Krefelder miteinander. In allen Briefen spiegelt sich die Hoffnung für die neuen Generationen wider, aus der Vergangenheit zu lernen, um ähnliche Katastrophen in der Zukunft zu verhindern.

Die Antworten ermöglichten es den Schülern, durch die Schilderung subjektiver Erfahrungen und auch durch die Erwähnung bekannter Stätten wie Schulen und Straßen einen persönlichen Bezug und einen unmittelbaren Kontakt zu der früheren Zeit herzustellen. Für den einzelnen ist das Geschehen so besser nachvollziehbar und nachzufühlen als durch eine sachliche Auflistung historischer Daten und Fakten. Aus der Korrespondenz erwachsen für die Krefelder Gruppe die Notwendigkeit und Bereitschaft, Verantwortung in der Gesellschaft zu übernehmen. Als ersten Schritt richtete sie an den Oberbürgermeister der Stadt die Bitte, daß Krefeld wie andere Städte die ehemaligen Mitbürger in ihre alte Heimat einladen möchte, um sichtbar zu machen, daß die Opfer der damaligen Gewaltherrschaft auch heute nicht vergessen sind.⁶

Dokumentation

Brief der Krefelder Schülergruppe an die Emigranten:

Krefeld, den 25. 1. 83

Sehr geehrte . . .

Vielleicht wundern Sie sich, plötzlich einen Brief von Unbekannten zu erhalten. Deshalb möchte ich mich zunächst einmal vorstellen: ich heiße . . . und gehöre dem evangelischen Religionskurs der Klasse 11 (Obersekunda) des Gymnasiums am Moltkeplatz in Krefeld an.

Vor 300 Jahren wanderten 13 Krefelder Familien als erste Deutsche aus nach USA und gründeten dort Germantown, einen Stadtteil des heutigen Philadelphia. Anlässlich dieses Jubiläums wird in Krefeld ein Wettbewerb ausgeschrieben, der die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika in den letzten 300 Jahren—nicht zuletzt im 20. Jahrhundert—zum Inhalt haben soll.

Wir meinen, es sei wichtig, hierbei auch an die ehemaligen jüdischen Mitbürger aus Krefeld zu denken, die während der Nazizeit aus Deutschland fliehen mußten. Durch den Wettbewerb angeregt, beschlossen wir, dieses vernachlässigte Thema im Religionskurs zu behandeln. Wir erkundigten uns deshalb nach den Adressen der nach 1933 emigrierten Krefelder Juden in Amerika. Wir würden uns nun sehr freuen, wenn Sie bereit wären, uns in diesem Zusammenhang einige Fragen zu beantworten. Uns interessiert besonders, wie Sie selbst die Zeit vor und nach 1933 in Krefeld erlebt haben, unter welchen Umständen Sie die Stadt verlassen konnten, wie Sie in Amerika aufgenommen wurden und ob Sie noch heute Verbindungen zu Deutschland, speziell zu Krefeld haben. Auch würden wir gern Einzelheiten darüber erfahren, wie Sie die Krefelder damals in Ihrer Schule erlebten, eventuell in einem Verein oder in gesellschaftlichem Rahmen.

Wir können uns vorstellen, daß Ihnen die Erinnerung an diese Zeit schwerfällt. Auch wenn Sie überhaupt nicht mehr darüber sprechen möchten, könnten wir dies verstehen. Vielleicht möchten Sie auch lieber auf englisch antworten, deshalb fügen wir eine Übersetzung dieses Briefes hinzu. Wir möchten daran mitarbeiten, daß diese Zeit in Deutschland nicht verdrängt wird und daß Ihr Schicksal gerade in diesem Gedenkjahr nicht vergessen wird.

Heute hat die jüdische Gemeinde in Krefeld etwa 130 Mitglieder. Ihr Gemeindezentrum ist im Hause Wiedstr. 17b; die zwei beigelegten Fotos geben das Innere des Betsaales wieder. Vielleicht haben auch Sie noch Fragen, die die Jüdische Gemeinde, die Krefelder Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit oder Ihre spezielle Umgebung von damals betreffen. Wir sind gerne bereit, für Sie Informationen einzuholen, nach Ihren Wünschen Fotos aufzunehmen o.ä., soweit uns dies möglich ist.

Wir würden uns freuen, von Ihnen zu hören.

Mit herzlichen Grüßen
im Namen der Gruppe

Antwortbriefe der Juden aus Krefeld in Amerika:

Brief von Paul Davis vom 30. Januar 1983

Liebe Heike Koß,

Das war wirklich ein sehr netter und verständnisvoller Brief, den Sie mir am 18. ds. Monats geschrieben haben. Auch die englische Überset-

zung ist so gut und fehlerfrei, daß ich annehmen muß, daß der Englischunterricht in Eurer Schule, die ich vor vielen Jahren absolviert habe, als sie noch Realgymnasium hieß, viel besser gepflegt wird als zu meinen Zeiten.

Ja, ich bin in Krefeld im Jahre 1895 auf der Elisabethstraße geboren. Eltern, Großeltern und viele Vorfahren waren Krefelder, ich heiratete 1920 eine Krefelderin, und meine beiden Töchter wurden im Säuglingsheim auf der Petersstr. zur Welt gebracht. Wir alle fühlten uns wohl und gänzlich zuhause. Aber—wir waren Juden, und da muß ich die Feststellung einer alten Krefelderin zitieren, die mir einmal erklärte: "In Krefeld, da sind die Mennoniten, die kucken auf die anderen Protestanten runter, die Protestanten kucken runter auf die Katholiken, und alle kucken runter auf die Juden." So war es auch, aber das war eben nur ein kleiner Geburtsfehler, mit dem man leben konnte—bis Nazizeit und Nazidenken sich einschlich, sich verbreitete und schließlich überhandnahm. Wenn man auf der Straße alte liebe Freunde oder Klassenkameraden traf, tat es einem weh, wenn sie ostentativ auf die andere Seite schauten und einen nicht kannten. . . .

Ich hatte in meinem langen Leben sehr viel Glück, mehr Glück als Verstand, wie man früher zu sagen pflegte. Ich kam mit nur einer Verwundung durch 4 Jahre Soldatenleben an der Westfront im Ersten Weltkrieg. Am 23. November 1918 kehrte ich heim nach Krefeld, und am 1. Dezember war ich schon wieder in der Schule. Damals nannten wir dieses Institut Färbereischule; heute heißt sie wohl Höhere Fachschule für Textilindustrie. Es war eine vorzügliche Schule, mit erstklassigen Lehrern, und ich habe da eine sehr gute Ausbildung, speziell für den Textildruck, erhalten.

Ich bin natürlich den Verfolgungen auch nicht entgangen. 1933 wurde ich in Schutzhaft genommen, da ich "Frauen und Kinder auf der Straße niedergeschlagen" hätte. Natürlich ging es nur darum, meine gute Anstellung für einen Nazi freizumachen. Nach etwa drei Monaten ließ man mich ohne weiteres frei.

So war es sehr erfreulich, daß ein portugiesisches Textilunternehmen anfragte, ob ich bereit sei, in seinem Betrieb eine Stoffdruckerei einzurichten und zu leiten. Ich war bereit, fuhr allein erst per Bahn nach Antwerpen und von dort in einem Frachtdampfer nach Oporto. Ich ließ meine Familie in Krefeld zurück, da ich mir nicht klar darüber war, ob ich es fertigbringen würde, ohne Kenntnis der Landessprache einen Betrieb einrichten zu können. Aber alles klappte vorzüglich, und vier Monate später war es möglich, in einem schönen Haus, nahe am Meer, wieder ruhig und friedlich zusammenzuleben. Dort verbrachten wir sieben gute Jahre, waren glücklich und zufrieden, bis die Nazis auch dort ihren Einfluß geltend machten und unser Idyll zerstörten. Ich hatte in dem Druckereibetrieb nichts mehr von den Deutschen gekauft, sondern Chemikalien, Farbstoffe und dergleichen von der Schweiz, Amerika und Holland bezogen. Als Gegenschlag erklärten die Herren von der Auslandsvertretung der IG in Oporto meinem Arbeitgeber, daß er da gar keinen Deutschen beschäftigte, sondern einen gemeingefährlichen Juden. Die siegreichen Deutschen würden es ihm gelegentlich vergelten, wenn er mich nicht sofort entließe. Mein Boß war mit diesen Herren sehr befreundet, und so wurde ich im Dezember 1940, kurz nachdem ich einen wundervollen Bonus von mehr als zwei Monatsgehältern wegen erheblich erhöhter Produktion erhalten hatte, von einem Tag auf den

ändern an die Luft gesetzt. Damals erkannte ich nicht, daß das wieder mein Glück war.

Was blieb mir übrig, als wieder weiterzuwandern und in Amerika mein Glück zu suchen. Inzwischen waren wir 5 Personen. Meine Mutter stieß zu uns, nachdem mein Vater kläglich, ohne ärztliche Hilfe in Krefeld gestorben war. Alle jüdischen Ärzte waren schon emigriert, und den christlichen war verboten, die Juden zu behandeln.

Ein Visum für die USA zu bekommen war nicht schwierig. Viel schwieriger war es, Schiffplätze zu sichern. Inzwischen war der 2. Weltkrieg ausgebrochen und deutsche U-Boote patrouillierten den Atlantik. Es war uns erst für den 1. Juni 1941 möglich, Plätze auf einem portugiesischen Schiff zu belegen. Jämmerliche Unterkunft für Hunderte von Menschen in der gleichen Lage, aber wir überstanden die 10 Tage im Laderaum und landeten im New Yorker Hafen, glücklich, das kriegszer-rissene Europa hinter uns gelassen zu haben.

Der Anfang war schwer. In Portugal war ich ein *foreign expert*, hier war ich der *darned refugee*. Ich kannte keinen Menschen in meinem Fach, und niemand kannte mich. Um den Lebensunterhalt zu verdienen, mußte ich mich mit untergeordneten Stellen in Stoffdruckereien begnügen. Meine Frau arbeitete die ersten zwei Jahre als Putzfrau, meine älteste Tochter war Sekretärin im Lloyd Brasileiro, da sie perfekt Portugiesisch sprach, und meine Jüngste ging noch in die Schule. Wir schlugen uns aber recht und schlecht durch, ich verbesserte meine Stellung und mein Gehalt, meine Frau avancierte zur *nurse*, und die Kinder trugen fleißig dazu bei, das Leben erträglich oder sogar angenehm zu machen.

Es dauerte allerdings einige Jahre, bis ich dahinterkam, daß diese "tüchtigen" amerikanischen Herren in den gehobenen Stellungen, die mir anfangs Ehrfurcht oder Angst eingeflößt hatten, meist weniger wußten oder konnten als ich. Schließlich gelang es mir, den Posten des *Chief Chemist and Colorist* in der größten Fabrik in New York zu erlangen. Und für diese Firma arbeitete ich 30 Jahre.

Jetzt bin ich schon lange pensioniert. Wir leben in einer behaglichen Wohnung ganz am Rande von New York, unsere Töchter sind schon lange verheiratet, wir haben drei erwachsene Enkel und eine 11-jährige Urenkelin.

Wir hatten eine Reihe von Krefelder Freunden hier in New York, aber da wir nun ein super-biblisches Alter erreicht haben, sind die meisten leider schon gestorben. . . .

Ich wünsche Ihnen und Ihrer ganzen Gruppe guten Erfolg bei all Ihren Bemühungen und verbleibe

mit freundlichen Grüßen
Paul Davis

Brief von Otto B. Berets vom 4. Februar 1983

Liebes Fräulein Heike Koß,

Ihren Brief vom 18ten Januar 83 bestätige ich und darf ich Ihnen sagen, daß er uns *große* Freude bereitet hat. Sie sind in der Obersekunda des Gymnasiums am Moltkeplatz, . . . derselben Schule, wo ich für Jahre meine ersten Jugenderfahrungen erlebt habe. Damals war es das Realgymnasium und war ich einer der Schüler, die bei Prof. P., dem

damaligen Direktor der Schule, Unterricht genossen haben. Ich kam von der Vorschule auf dem Dionysiusplatz zum Realgymnasium.

Mein Turnlehrer war Herr Studienrat G., der ausgesprochen eine anti-„jüdische“ Haltung hatte. Er sagte, wenn ich wagehalsige Turnübungen nicht mitmachte, daß ich „wie alle Juden“ ein Feigling sei.

Zu der Zeit, wo Rathenau ermordet worden war, schrieb Helmut van E. auf den Kieselgrund im Schulhof „Rathenau die Judensau“. Ich sah es und wollte es auswischen, er hinderte mich daran, und da er größer und stärker und älter war, begann er, mich zu schlagen—ich probierte, mich zu verteidigen, aber ohne viel Erfolg, so probierte ich wegzulaufen, dann setzte er mir ein „Beinchen“ und ich brach meinen linken Enkel. Man trug mich zum Hausdiener, wo ich durch Schmerzen zusammenbrach. Als ich zu mir kam, war Herr Studienrat G. anwesend, der mir befahl, fest aufzutreten—es wäre nur eine Verstauchung und durch heftiges Auftreten würde sich das wieder einrenken. Ich tat wie befohlen und brach meinen Enkel jetzt an drei weiteren Stellen. Als ich vor Schmerzen schrie, sagte er: „Da sieht man wieder ‚die Juden‘.“ als der gerufene Arzt kam (Dr. S.), gerieten der Arzt und G. in einen politischen Disput, worin Herr G. offen erklärte, daß er rechtsgerichtete Ansichten hätte und kein Judenfreund sei.

Meine zweite bittere Erfahrung war: Ein Freund meiner Eltern kaufte mir bei Seebach auf der Rheinstraße einen „Spezial-Fußball“, den ich ganz stolz mit zur Schule nahm. Mitten während des Spielens kam ein Mitschüler, der sonst nie mit mir sprach, Helmut Sch., er spielte mit, nahm meinen Ball danach—und weg war der Ball.

Also damit will ich dokumentieren, daß ein Trend zum Judenhaß schon lange vor Hitler bestanden hat.

Aber es gab auch viele Krefelder, die grade in der Zeit der Not zu uns resp. zu mir gestanden haben. Ich war Prokurist in meinem elterlichen Unternehmen (Lebensmittel-Feinkost-Rheinstraße)—2 Häuser neben uns war die *Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterzeitung*. Eines Tages stand in dieser nationalsozialistischen Zeitung und im *Stürmer* ein Bericht, daß ich „JUDE BERETS“ im Keller unseres Gebäudes ein 16 Jahre altes Mädels sexuell mißhandelt hätte. Sie hatte unter Eid erklärt, daß dies wahrheitsgetreu sei. Ich war mir keiner Schuld bewußt, ich probierte, einen Anwalt zu bekommen, aber niemand verteidigte einen Juden. So ging ich am Tage der Gerichtsverhandlung mit einem Kofferchen für das Notwendigste vorbereitet zum Gericht. Als der Richter . . . frag, ob ihre Angaben positiv bestätigt werden könnten, antwortete sie: „Nein, man hat mich gezwungen, diese unwahren Angaben zu machen und zu unterschreiben. Ich habe mit meinen Eltern und unserem Geistlichen gesprochen, und ich nehme die Konsequenzen, aber ich kann nicht mit einer Lüge leben.“

Während der Zeit des Boykotts der jüdischen Geschäfte—die S.A. war immer sehr groß und voran im Protest—wagten es unsere nicht-jüdischen Krefelder Kunden, in großer Zahl (2200 an einem Samstag-nachmittag) *doch* ihre Einkäufe in unserem Geschäft zu machen. Obwohl sie photographiert wurden und man sie beschimpfte, ließen sie es sich nicht nehmen zu zeigen, daß sie mit dieser Boykottmaßnahme *nicht* einverstanden waren.

Ich habe eine Menge guter und leider auch schlechter Erinnerungen an Krefeld und meine früheren Mitbürger. . . .

Nochmals Ihr Brief hat uns tief berührt und ganz besonders erfreut, wir haben durch Ihren Brief wieder Mut bekommen weiterzuleben, denn es scheint, daß die Jugend sich bewußt geworden ist, was in Deutschland und damit auch in Krefeld passiert ist. Unrecht und Lüge, Grausamkeit und Blutdurst haben die Seele des Menschen bedrängt, und man hat nicht gewagt, dem Bösen entgegenzutreten. Wir haben's überlebt und ein anderes Mal werde ich es Ihnen erzählen, wenn Sie und Ihre Mitschüler daran interessiert sind. Ich werde nicht anklagen, nein, aber die Tatsachen offenlegen, die zu einer derartigen Katastrophe geführt haben.

Mit freundl. Grüßen

Ihr

Otto B. Berets

Brief von Ilse Margo Wolfson vom 15. Februar 1983

Liebe Magdalena,

Dein Brief wurde mit großem Interesse in Empfang genommen, und da ich das Projekt, das Deine Gruppe unternommen hat, sehr wichtig finde, möchte ich so schnell wie möglich antworten. Soviel ich kann, schreibe ich in Deutsch, aber wenn es zu kompliziert wird, werde ich ins Englische wechseln. Bitte entschuldige grammatische oder Schreibfehler—ich war 13 Jahre alt, als ich die Schule verlassen mußte, und habe in den Zwischenjahren sehr wenig Deutsch gesprochen und noch weniger geschrieben.

Zuerst mal ein bißchen biographische Information:

Mein geborener Name war Ilse Marga Meyer, geboren am 3. Dezember 1924;

Vater und Mutters Name:

Carl und Martha Meyer;

Gewohnt 1928–1938: Friedrich Ebertstraße 23 (früher Bockumerallee).

Das Haus (was Du bald von Deiner Schule sehen kannst) ist von meinen Eltern selbst gebaut worden. Von dem Garten hinter dem Haus haben wir früher immer direkt das Gymnasium in Sicht gehabt und die Kinder auf dem Schulhof gehört.

Von April 1931–1935 bin ich zur Jüdischen Volksschule 11 auf der St. Antonstraße gegangen. Das und andere Gebäude auf der Straße sind während des Krieges ganz zerstört worden.

So etwa Sommer 1935 bis zum 9. November 1938 besuchte ich das Lyzeum (heute Ricarda-Huch-Schule genannt).

So etwa am 14. August 1939 sind meine Eltern und ich (meine Schwester war schon dort) auf einem Temporär-Visum nach England weg und von dort im Mai 1940 nach Chicago, Amerika, wo wir wohnten, bis mein Mann, Kinder und ich nach California gezogen sind Anfang 1957.

Jetzt aber mal zurück zu meinen Erlebnissen während der Nazizeit. Im April 1935, als ich zehn Jahre war, sollte ich in die Höhere Schule eintreten, nämlich das Lyzeum (Ricarda-Huch-Schule), wo meine Schwester schon eine Schülerin war. [Auf Anordnung] der Naziregierung wurde nur 1% jüdische Mädchen dort angenommen. Die beschränkte Quote hieß damals, daß nur für ein jüdisches Kind Platz war, und da war mir schon ein Mädchen zuvorgekommen! Für einige Zeit mußte ich dann zu einer Privatschule gehen, wo ich sehr unglücklich war, bis dann

eines Tages meine Eltern angerufen wurden von Dr. D., dem damaligen Direktor des Lyzeums, um ihnen zu sagen, daß da Platz für mich wäre.

Da bin ich dann in die Sexta eingetreten, eins von einer Handvoll jüdischen Mädchen in der ganzen Schule. Da um die Zeit schon die meisten Kinder im BDM (Bund Deutscher Mädchen) waren, dem weiblichen Arm der HJ (Hitlerjugend), war ich von Anfang an ein Außenseiter. Es war unmöglich für mich, Schulfreundinnen zu finden, mit denen ich irgendwelche Verhältnisse außerhalb der Schule haben konnte. Während Schulpausen stand ich immer mit den älteren jüdischen Mädchen so in einer Ecke für uns. Wenn schon mal ein Kind mich nach Hause eingeladen hat, da kam sehr schnell ein Anruf von den Eltern, daß es ihnen sehr leid tat, aber sie könnten es sich nicht erlauben, ihren Beruf in Gefahr zu bringen. Auch von einigen Lehrern habe ich gelitten, trotzdem ich eine sehr gute Schülerin war. Andere wieder waren sehr gut zu mir, aber auch diese hatten nicht den Mut, sich den Regeln öffentlich entgegenzusetzen. Ich erinnere mich zum Beispiel an einen [Wettbewerb], wo wir ein langes Gedicht deklamieren mußten, und die Beste sollte es vor der ganzen Schule aufsagen. Ohne Zweifel war ich der Gewinner. Da hat mich meine Klassenlehrerin (Frl. M.) sehr verlegen zur Seite genommen und mir erklärt, daß sie mich leider nicht benennen darf, trotzdem ich bei weitem die Beste war. Na ja, das sind natürlich große Schmerzen und Enttäuschungen für ein Kind!

Zu meinem Glück hatte ich ein paar sehr nahe jüdische Freundinnen, mit denen ich außerhalb der Schule ein sehr inniges Verhältnis hatte. Mit zwei von diesen stehe ich heute noch in Verbindung. Eine wohnt in New York und die andere, die halbjüdisch war, seit dem Kriegsende in Krefeld. Eine hat beide Eltern im Konzentrationslager verloren (Izbica) und die andere ihre Mutter in Theresienstadt. . . .

Von 1933 an kam ein Gesetz nach dem andern, was die Rechte der jüdischen Bevölkerung beschränkte. Ich kann mich noch sehr gut erinnern an eins der ersten, die den Juden Zutritt zu öffentlichen Plätzen verbot. Meine Schwester und ich sind regelmäßig zum Schwimmbad gegangen. Eines Tages, als wir dort ankamen, wurden wir begrüßt von einem großen Schild: "Juden nicht erlaubt." So etwa 11 Jahre alt, habe ich diese Beleidigung sehr schmerzlich empfunden, aber vielleicht besonders, weil ich mir vorgenommen hatte, dieses Mal—und zum ersten Mal—von dem hohen Sprungbrett zu springen! Nach dem Schwimmbadverbot kam das Theater, die Stadthalle, usw. usw.

Es war wohl beides unser Glück und unser Unglück, daß die jüdische Gemeinde es sich erlauben konnte, ihre eigenen kulturellen Aktivitäten zu organisieren. Dadurch kam der jüdische Kulturbund zum Dasein. Mit genug guten jüdischen Schauspielern und Musikanten, die ihren Unterhalt verloren hatten, waren wir wenigstens nicht kulturarm. Finanziell waren auch meine Eltern in der Lage, eine "Kull" zu mieten, wo nicht nur wir, aber alle unsere Freunde wunderbare Wochenenden verlebten—schwimmen, fischen, rudern und isoliert von der greulichen Außenwelt.

Ich sage "Unglück", weil es besser für uns gewesen wäre, wenn das Leben schon früher als 1938 so unerträglich geworden wäre, daß wir schon viel früher an das Auswandern gedacht und dafür geplant hätten. Als es dann so schlimm wurde—so etwa im Frühling 1938—als alle Juden ihren Lebensunterhalt verloren und ihre Geschäfte aufgeben mußten, da war es für viele schon zu spät, und Erlaubnisse zu andern Ländern

waren kaum mehr zu bekommen. Zu der Zeit hatten wir schon guten Grund, uns um unser Leben zu sorgen. Zorn und Schmerz über Verlust von materiellen Sachen und sogar über das Gebot, unseren Namen offiziell zu ändern (Sarah für Frauen und Israel für Männer), sind vollständig in den Hintergrund getreten neben Angst um unser körperliches Wohlbefinden, ja sogar Überleben. Von dieser Zeit an wollten wir nur alles tun, um unsere Familie zu retten. Alles wurde getan zur Vorbereitung zum Auswandern—aber wohin, welches Land wollte seine Türe öffnen? Die Vereinigten Staaten hatten eine jährliche Quote für Einwanderung, die immer sehr schnell gefüllt wurde. Endlich haben wir eine Nummer bekommen, die wir abwarten mußten. Meine 80-jährige Großmutter hatte dieselbe Nummer—mußte sie aber in Deutschland erwarten—and ist darum nie herausgekommen—sie ist umgekommen auf dem Transport nach Theresienstadt im Sommer 1942.

Ein Schrecken folgte dem andern. 9. November 1938: Vielleicht erinnert Ihr Euch, von der sogenannten Kristallnacht gehört zu haben. Das war die fürchterliche Nacht, wo alle jüdischen Synagogen runtergebrannt wurden durch ganz Deutschland von den SS-Horden, und alle Fenster von jüdischen Geschäften zerschlagen wurden. Nur das schwarze Außengebäude der Synagoge, die auf der Petersstraße beim Ostwall lag, stand noch am nächsten Morgen. Ich kann mich noch an den Morgen erinnern, als ob es heute wär. Der scharfe Brandgeruch war in der Nase, der Himmel war schwarzgrau, und die Luft war unglaublich bedrückend. Mit schwerem Herz bin ich wie immer zur Schule gegangen, aber die Ereignisse und die Atmosphäre des Tages haben sich in meine Psyche eingebrannt. Grausam wie Kinder so werden, wenn sie das Beispiel von den Erwachsenen um sich herum haben, kamen die Mädchen zu mir, Hände voll von verbrannten Papierresten von Gebetbüchern und Thorarollen und mit viel Gelächter und Gespött verlangten sie, daß ich ihnen die hebräische Schrift übersetzen sollte. Ein gütiger Lehrer kam endlich zu mir mit dem Vorschlag, daß ich besser nach Hause ging, bis das alles vorüber . . . war. Das war mein letzter Tag in der Schule und das Ende meiner Schulerziehung bis September 1940 in Amerika.

Während der folgenden Nacht (10. November 1938) waren wir glücklicherweise nicht im Haus geblieben. Mit Hilfe von zwar wenigen, aber besonders wunderbaren, selbstlosen und mutigen Krefelder Nicht-Juden haben wir uns versteckt. Als wir am nächsten Morgen zurück nach Hause kamen, fanden wir die Haustüre mitten auf der Straße, alle Fenster zerschlagen, Kunstwerke zerrissen und zerbrochen, die Wände klebrig bedeckt mit Eiern und das Wasser die Treppen runterströmend. Niemals werde ich den Eindruck vergessen. Ganz mechanisch haben wir uns ans Säubern begeben, während jedes zerbrochene Stück neue Tränen verursachte. Alles, was uns lieb war und für was meine Eltern so fleißig gearbeitet hatten alle die Jahre, war in einem Augenblick von Wahnsinn vernichtet.

Um dieselbe Zeit wurden die meisten jüdischen Männer zusammengetrieben und nach Dachau (dem ersten Konzentrationslager bei München) weggeschleppt. Die meisten blieben dort so etwa vier Wochen unter greulichen Zuständen und wurden meistens nur entlassen, wenn sie zeigen konnten, daß sie eine Auswanderungserlaubnis hatten.

Danach wurde mein Vater noch einmal in der Mitte der Nacht verhaftet und hat fünf Monate im Gefängnis gesessen, weil er durch eine

Mittelsperson versucht hatte, etwas von unseren eigenen Wertsachen zu retten und ins Ausland zu schicken.

Während seiner Abwesenheit haben wir unsere Sachen gepackt und hatten alle nötigen Papiere bekommen, um . . . nach England zu gehen und dort unsere Quotenummer zu erwarten. Am 14. August 1939—mein Vater erst ein paar Tage aus dem Gefängnis und der Eingriff in Polen nur ein bißchen mehr als zwei Wochen entfernt—nahmen wir Abschied von unsern Lieben, Großeltern, Tante, Vetter—alle später umgekommen in Konzentrationslagern—und verließen Krefeld, um ein neues Leben anzufangen im Ausland.

In England lebten wir zuerst mit Freunden, die schon früher ausgewandert waren—meine 18-jährige Schwester war schon früher rausgekommen mit Erlaubnis, als Dienstmädchen in einem englischen Haushalt zu arbeiten. Mit dem temporären Visum durften meine Eltern nicht arbeiten, und so mußten wir von geborgtem Geld leben. Neun Monate später—und nur ein paar Monate vor dem "Blitz" gegen England—wurde unsere Nummer gerufen, und wir bekamen unsere Erlaubnis, nach Amerika zu gehen. Es war schon während des Krieges, und die Schifffahrt war gefährlich und erschreckend. Nach unserer Ankunft in New York gingen wir bald sofort nach Chicago. Natürlich war der Anfang in Amerika auch sehr schwer, denn schließlich hatten wir kein Einkommen, kein Geld und mußten eine neue Sprache lernen und uns an eine fremde Kultur gewöhnen. Aber wir waren frei und unbedrückt und wenigstens am Leben! Und unsere nächste Familie war wenigstens zusammen! So haben wir uns dort ziemlich reich gefühlt.

Besonders schwer war es für meinen Vater—der schon in den fünfziger Jahren war und ohne Geld und Sprachgewandtheit kaum ganz von vorne anfangen konnte. Trotzdem, mit großem Fleiß und den paar Dollars, die meine Mutter und Schwester nach Hause brachten von ihrer Fabrikarbeit, haben es meine Eltern dazugebracht, daß wir wenigstens ein bescheidenes, aber gutes Leben hatten. Ich bin zurück zur Schule gegangen, mußte dann aber arbeiten, um finanziell auszuhelfen, und konnte dadurch um diese Zeit nicht zur Universität gehen. Ich wurde Sekretärin und habe in einem Büro gearbeitet, bald bis mein erstes Kind geboren wurde.

1947 habe ich geheiratet—mein Mann ist Ingenieur, und wir haben gerade unseren 36. Hochzeitstag gefeiert. Wir haben drei Kinder, die jetzt erwachsen sind, und ein 6-jähriges Enkelkind. In 1957 sind wir nach California gezogen, und als unsere Kinder ziemlich groß waren, habe ich das Studium ganz von Anfang aufgenommen, bin zur Universität gegangen, und nach ziemlich vielen Jahren im Studium bin ich in 1978 Rechtsanwältin geworden und habe jetzt seitdem meine eigene Praxis.

Jetzt zum letzten Kapitel! Im Sommer 1971 war ich mit Mann und Kindern in Krefeld auf einer Reise mit unserem Camping-Wagen durch Westeuropa—zum ersten Mal seit unserer Auswanderung. Ich habe da alle die besucht, die so mutig und hilfsbereit waren, als wir sie nötig hatten. Unglücklicherweise haben nicht alle den Krieg überlebt. . . . Es war eine wertvolle Erfahrung sowohl für mich als auch für die Leute, die ich getroffen habe. . . . Also das ist meine Geschichte—ich glaube, Deine Anfrage bringt eine größere Flut, als Du oder Deine Gruppe erwartet habt. Meine größte Überraschung dabei war, daß ich es ganz in Deutsch fertigbrachte—mit vielen Fehlern sicherlich, aber viel besser als ich dachte nach 43 Jahren!

Ich hoffe, daß mein Bericht Euch in Euerem Studium hilft und etwas zu Euerem Verständnis der Zeit beiträgt.

Mit herzlichen Grüßen
Ilse Margo Wolfson

Brief von Richard B. Hertz vom 20. Februar 1983

Sehr geehrter Herr Elfer,

Ihr Brief vom 20. Januar war an meinen Bruder Helmut gerichtet, der im Jahre 1970 starb. Meine Schwägerin, in der Ansicht, daß Ihre Studien sehr angebracht und lobenswert sind, um spätere Generationen von ähnlichen Taten abzuschrecken, hat mich gebeten, Ihren Brief zu beantworten.

Bis 1933 und länger haben wir uns als Mitglieder der deutschen Nation gefühlt. Wir waren 4. Generation nach der Gründerin unseres Familienunternehmens (Krawatten-Fabrik Wwe. F. Hertz). Wir wußten, daß die Großeltern oder gar Urgroßeltern der Wwe. F. Hertz ursprünglich in Fürth bei Nürnberg lebten, kurz gesagt, wir waren in unserem Mutterland. Unser Vater, der seine Dienstpflicht bei den Zieten-Husaren getan hatte, hat im Ersten Weltkrieg (1914–1918) als Freiwilliger Liebesgaben in seinem Auto an die Front gebracht, bis er als Landsturm eingezogen wurde und gedient hat. Meiner Mutter wurde in Anerkennung aufopfernder Dienste im Roten Kreuz eine Medaille verliehen. . . . Mein 3 Jahre älterer Bruder Helmut kämpfte gegen die Separatisten während eines Aufstandes und entging unter Gefahr den Kugeln, die am Ostwall in die Front des Hauses des Dr. W. einschlugen. Unsere Familie war angesehen und befreundet mit zahlreichen Krefeldern außerhalb der jüdischen Gemeinde. Nachbarn meiner Großmutter im Ursulinen-Kloster in der Hubertusstraße beteten für unsere Familie vor und nach Januar 1933. Mein Bruder Helmut leitete die Krawatten-Fabrik und war von der Industrie hochgeschätzt. Die Fabrik mußte zu lächerlichem Preis aufgegeben werden (nach 74 Jahren). Ich selbst war als Referendar am Ende meiner Ausbildung beim Oberlandesgericht in Düsseldorf und wurde wenige Wochen vor dem Abschluß der Ausbildung und Zulassung zum Assessor-Examen entlassen. Als Prädikats-Student und Referendar hatte ich manchem Freund geholfen, aber diese Kameraden wollten den früheren Freund plötzlich nicht mehr kennen. Mein Bruder, an den Ihre Anfrage gerichtet war, könnte Ihnen mehr Einzelheiten gegeben haben, ich muß mich auf meine Erfahrungen beschränken. Mehrere Schul- und Studienkameraden zeigten mir, daß sie die Verfolgung der Juden nicht billigten, und waren, was ich damals "hoch anständig" nannte. Der Druck der Umgebung, die Furcht um die eigene Person hielten sie aber davon ab, irgendwelche Freundlichkeit dem jüdischen Kollegen oder früheren Freund zu zeigen. Ein Beispiel: Ich besuchte einen "Freund", dem ich sehr behilflich war im Studium und in Familienangelegenheiten. Ich fand ihn komisch nervös. Mir ging eine "Stallaterne" auf, als ich an dem Kragen seiner Jacke eine Nadel sah. Ich drehte seinen Kragen um und sah, daß er das Nazi-Parteiabzeichen bei meiner Ankunft schnell verbarg. Er machte klar, daß er vorzog, nicht mehr von mir besucht zu werden. Nach dem Krieg, in 1946, hörte ich, daß er (wieder?) von mir hören wollte. Ich wußte aber, daß er an der Reichsbahn war, und der Gedanke, daß er in seiner Arbeit im Osten wahrscheinlich mit den Zügen zu tun hatte, die Konzentrationslager und Gaskammern füllten, hielt mich davon ab, mit ihm dann oder jemals in

Verbindung zu treten. Ich könnte viele Seiten mit einzelnen Erlebnissen füllen. Ich will die vielen Demütigungen, die wir erdulden mußten, nicht beschreiben. Jedoch empfehle ich Ihnen und Ihren Kameraden, das Buch "Krefelder Juden" (Redaktion Guido Rotthoff, 1980, Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn) zu lesen, wo auf Seiten 219-222 ein Brief unserer Mutter zu finden ist, der die Erlebnisse der "Kristallnacht" vom 10.-11. November 1938 auf der Bismarckstraße beschreibt.

Meine zwei Brüder waren im August und Oktober über Holland ausgewandert. Ich war am 10. November in Stuttgart, wo ich das Einwanderungsvisum beim amerikanischen Konsulat erhielt. Am Morgen des 11. November wurde ich im Hotel verhaftet, und am selben Abend flüchtete ich in die Schweiz. Die Ereignisse zwischen Verhaftung und meiner Auswanderung haben nichts mit Krefeld zu tun, so gehe ich nicht in Einzelheiten.

Am 3. Dezember 1938 kamen meine Frau und ich in New York an. Wir fanden, die Amerikaner empfangen die "Flüchtlinge" mit Verständnis und Hilfe. Verständnis und Hilfe kam nicht nur von Glaubensgenossen. Meine erste Anstellung fand ich in einem Unternehmen, das einem sehr religiösen Baptisten gehörte, und der, obwohl er keine Position offen hatte, mich anstellte, um mir die Gelegenheit zu geben, meinen Unterhalt zu verdienen. Über Nacht arm geworden, in einem Lande, in dem wir erst die Sprache lernen mußten, haben wir es leicht gehabt, uns der neuen Umgebung und Mentalität anzupassen. Obwohl wir es natürlich sehr schwer hatten und wir viel zu lernen hatten, die hilfsbereite Atmosphäre in den Vereinigten Staaten half. Eine neue Heimat war gefunden, und nach ungefähr 50 Jahren leben und fühlen und denken wir nicht mehr als Deutsche, sondern als Amerikaner. Und dies führt mich zu Ihrer Frage über unsere Verbindung mit Krefeld und unsere Vergangenheit in Krefeld. Ein Freund, der ein Freund geblieben war, erhielt von uns ein Lebensmittelpaket, sobald das möglich wurde. Wir sind in Verbindung mit ihm. Wir haben Krefeld im Jahre 1965 für einige Stunden besucht, den obengenannten Freund gesprochen, aber keinen Versuch gemacht, andere Krefelder zu treffen. Wir planen übrigens, im Juli für einige Tage nach dort zu kommen, und wenn wir in Krefeld sind, werde ich Ihnen gerne alle Ihre Fragen beantworten.

Viele Bekannte haben Jubiläen ihrer Schulklassen besucht; da ich aber nach 1945 nicht versucht habe, mit Krefeldern in Verbindung zu treten, habe ich natürlich nicht von meinen Schulkameraden gehört. Ich hätte am 50. Jahrestag meines Doktor-Diploms an die Universität schreiben können, aber ich habe die Vergangenheit realistisch von der Gegenwart und Zukunft getrennt und keinen Versuch gemacht, das zu ändern.

Liebe oder Haß, Bitterkeit kommen nicht mehr ins Bild, aber was immer getan werden kann, von der Geschichte zu lernen und zu lehren, soll unterstützt werden, und in diesem Sinne ist dieser Brief geschrieben. . . .

Ich wünsche Ihnen Erfolg in dem Wettbewerb (ich war auch einmal in Obersekunda am Moltkeplatz).

Mit Grüßen

Richard B. Hertz

Nachschrift:

Nachdem ich die ersten 2 Seiten gelesen habe, muß ich anfügen, daß viele Schreibfehler entschuldigt werden müssen. Auch habe ich in der

Bemühung, nicht zu viel in Einzelheiten zu gehen, den Eindruck erweckt, daß wir nur mit einem Freund in Verbindung sind. Mehrere, sogar viele Freunde haben sich nach uns erkundigt und von uns gehört, aber die meisten sind inzwischen verstorben. Die Zurückhaltung in dem Versuch, Verbindung aufrechtzuerhalten, betrifft mehr die Schulkameraden und Leute, die wir früher kannten, aber mit denen keine intimere Verbindung bestand.

Brief von Kurt Gimson vom 27. Februar 1983

Liebe Anna Küttner:

Hiermit bestätige ich mit vielem Dank den Erhalt Ihres Briefes vom 19. Januar. Ich war allerdings über selbigen sehr überrascht und habe mich wirklich über Ihren Brief gefreut. Das noble Ziel Ihrer Gruppe hat mich dazu bewegt, Ihnen eine Antwort zukommen zu lassen, welche Ihre verschiedenen Fragen objektiv beantworten wird. . . .

Meine Ahnen von beiden Seiten meiner Eltern waren seit Hunderten von Jahren in Deutschland ansässig. Mein Urgroßvater von Vaters Seite stammte von Gymnich (nahe Düren) und unser Familienname war ursprünglich Gymnicher, dann geändert zu Gimnicher, in Amerika geändert zu Gimson. Ich habe dieselbe Höhere Schule besucht wie Sie, das Gymnasium am Moltkeplatz. Ich hatte das große Begehren, ein Diplom-Ingenieur zu werden, konnte aber leider nicht weitermachen wegen der Nürnberger Rassengesetze gegen Juden. Stattdessen trat ich die Lehre als Seidenweber nach Schulabgang an und wanderte Ende 1938 aus.

Ich habe noch die "Kristallnacht" in Krefeld mitgemacht, und während mein Vater am nächsten Tag mit allen anderen jüdischen Krefeldern über 21 Jahre ins Gefängnis gekommen ist, machte ich einige geheime Photographien von der ausgebrannten Synagoge an der Petersstr. Ich habe diese Bilder immer noch bei mir, und im Falle es Ihre Gruppe interessieren würde, könnte ich Ihnen Abzüge machen lassen. Wie Sie wahrscheinlich wissen, konnte man nicht so ohne weiteres nach USA auswandern, man mußte von einem amerikanischen Staatsbürger ein Affidavit haben mit Kaution, daß man als Einwanderer den USA nicht zur Last fallen würde und daß der Affidavitsteller vollständig für den Einwanderer bürgt. Ich war glücklich, daß eine Kusine meiner Mutter mir diese Papiere besorgt hat, und bin dann im Februar 1939 in USA angekommen. Habe dann Anstellung bei einer Weberei in Paterson, N.J. (vor Jahren amerik. Äquivalent zu Krefeld in der Seidenindustrie) bekommen.

Seit Anfang des Krieges für USA bis lange nach Ende des Krieges hatte ich keine Verbindung mehr mit Krefeld, habe dann aber im Dezember 1949 Krefeld für einige Tage besucht und wiederum, zusammen mit meiner Frau (die geborene Amerikanerin ist) für einige Tage angesehen, und zwar im Sommer 1973. Seit der Zeit hat sich meine Verbindung mit Krefeld verstärkt, da ich mit Herrn H. einen Briefwechsel hatte und auch mit Freunden, die sich heute wieder in Krefeld befinden, einen ziemlich regelmäßigen Briefverkehr aufrechterhalte.

In Bezug auf mein Verhältnis mit meinen Mitschülern muß ich sagen, daß es zu allen Zeiten hervorragend war. Ich bin immer davon überzeugt gewesen, daß ein oft zitierter Satz (mit Doppelmeinung) etwas damit zu tun hat: "Es gibt böse Menschen, gute Menschen und Krefelder." Meine Überzeugung war immer, daß die Steigerung in

diesem Satz die richtige Übersetzung spiegelt, und das heißt in Bezug auf die Nazi-Zeit, daß für Juden Krefeld weitaus besser war als andere Großstädte in Deutschland und daß die meisten ehemaligen Mitbürger in Krefeld keine Nazi-Fanatiker waren.

Nach Ende des Krieges war ich einer der ersten ehemaligen Krefelder, der sich von den unaussprechlichen Grausamkeiten in den Vernichtungslagern überzeugen konnte. Obwohl ich 3 Jahre an der Front im Pazifik mit der U.S. Army gekämpft hatte, gehörte ich dem Nachrichtendienst an und sah alle Filme, welche unsere Reporter bei der Befreiung der armen Menschen in den osteuropäischen Konzentrations- und Vernichtungslagern aufgenommen hatten, binnen 10 Tagen.—Meine Eltern und meine Schwester mit ihrer Familie waren durch den holländischen Untergrund heil durch die Kriegsjahre gekommen, aber 17 Menschen in unserer Familie sind durch die Nazis umgekommen. . . .

Es würde mich interessieren, die genaue Natur Ihres Wettbewerbs zu erfahren, welches nicht aus Ihrem sonst hervorragenden Brief hervorgeht.

Inzwischen verbleibe ich

mit herzlichen Grüßen
Kurt Gimson

Brief von Daniel Sonntag vom 6. April 1983

Sehr geehrtes Fräulein Ptinopoulos!

Vor einigen Wochen erhielt ich Ihren Brief und danke Ihnen für Ihre Zeilen sowie für die zwei beigelegten Fotos des jetzigen Betsaales im jüdischen Gemeindezentrum in Krefeld.

Selbstverständlich ist mir bekannt, daß es 13 Krefelder Mennoniten-Familien waren, die im Jahre 1683 mit der *Concord* als erste deutsche Bürger hier in den Vereinigten Staaten Fuß faßten, und ich weiß, daß dieses anlässlich des 300. Jubiläums besonders erwähnt werden soll.

Es ist erfreulich, daß junge Menschen wie Sie daran mitarbeiten, daß die Nazizeit und die Judenverfolgung durch das damalige Regime nicht in Vergessenheit geraten. Über das Schicksal der Krefelder Juden sowie der Juden in Deutschland und Mitteleuropa in den Jahren zwischen 1933 und 1945 ist statistisch genug festgelegt worden, daß es sich erübrigt, weitere Zahlen anzugeben.

Ich selbst wurde 1923 in Krefeld geboren. Auf Ihre Fragen betreffs meiner Schulzeit kann ich Ihnen mitteilen, daß ich von 1929 bis 1937 die damalige zweiklassige jüdische Volksschule in der St. Antonstraße besuchte. Ab 1933 hatte ich dann nur jüdische Freunde und Spielkameraden, und die nicht-jüdische Bevölkerung hat sich mir gegenüber wenn auch nicht gerade feindlich, so doch weitaus ablehnend verhalten.

Im September 1939 wurde ich in Köln verhaftet. (Nach dem Boykott im November 1938 übersiedelte ich von Krefeld in ein Schlosserlehrlingsheim in Köln.) Von September 1939 bis April 1945, also 5½ Jahre und im Alter von 16 bis 22, verbrachte ich in verschiedenen Konzentrationslagern, einschließlich mehr als zwei Jahre in Auschwitz und Buchenwald. Vielen glücklichen Zufällen verdanke ich mein Überleben und gehöre somit zu den wenigen, die eine solche Zeit in diesen fürchterlichen Lagern überstanden haben.

Wie Sie selbst erwähnen, können Sie verstehen, wenn ich keine weiteren Einzelheiten darlege, was die Zeit zwischen 1933 und 1945 betrifft.

Hier in den Vereinigten Staaten habe ich seit 1947 eine neue Heimat gefunden. Wenn ich, bedingt durch die Nazizeit, auch keinen Beruf erlernt habe, so habe ich mich doch durch einen gewissen Fleiß hier durchsetzen können.

Ich habe heute keinerlei Verbindung mit Krefeld, erhielt aber vor einer gewissen Zeit das Buch "Krefelder Juden" übersandt, für das ich mich bei der Stadt Krefeld bedankt habe. Meine Frau und ich waren einigemal in Europa (Süddeutschland, Österreich, Schweiz, Italien), aber nach Krefeld sind wir nicht gekommen.

Erwähnen möchte ich noch, daß wir oft deutsche Schallplattenmusik hören, des öfteren deutsche Bücher lesen und überhaupt die deutsche Kultur trotz des Geschehenen nicht verloren oder abgelegt haben.

... Meine Frau und ich wünschen Ihnen und Ihren Klassenkameraden für die Zukunft viel Glück und Zufriedenheit.

Mit freundlichen Grüßen
Daniel Sonntag

Brief von Ruth Elcott vom 30. Juni 1983

Dieser Brief ist gerichtet an eine Gruppe feiner, junger Menschen, deren hochinteressantes Projekt und liebevolles Interesse an Menschen und Zeiten der Vergangenheit mir sehr imponiert und nahe kommt:

Volker, Jürgen, Michael, Bettina, Heike, Monika, Magdalena, Simone und Helen,

SHALOM

Glücklicherweise habe ich *über* Sie, wenn auch leider nicht *von Ihnen* gehört, und hier liegt Ihr Bericht neben mir, den ich bis heute nacht so gegen 3 Uhr mit viel Spannung, auch manchen Tränen las. Wieso ist er mir in die Hände gefallen? Ganz einfach: Meine Mutter ist Frau Martha Meyer und meine Schwester ist Frau Ilse Wolfson. Ich hatte wohl die zwei ersten Briefe mit wenig Interesse gelesen, die Briefe, die Sie an sie schickten. Meine ersten Gedanken waren: "Ach, da sind schon wieder mal welche, die sich die Brust schlagen und Krokodiltränen weinen!" Aber nach Ihrem dicken Report muß ich mich entschuldigen, und Sie werden mir vergeben, wenn Sie weiterlesen werden. Meine Schwester hat Ihnen ja soweit von unserer Auswanderung geschrieben, hat aber nicht im ganzen für mich gesprochen. Sie war 3½ Jahre jünger als ich (und ist es immer noch, leider!), ich war ja schon ein junges Mädel, das sogar "steady", wie man hier sagt, mit einem von Ihren Korrespondenten ging. Ich bin Schülerin auf dem Lyzeum gewesen, bis zur Untersekundareife, die Dr. D., der Direktor, damals ein halbes Jahr herausgeschoben hatte. In der Mitte meines Studiums wurden alle jüdischen Kinder aus den Höheren Schulen entlassen. Ich hatte viele Freundinnen, Mädels, die mich bis zuletzt zu ihren Parties einluden, und ich habe wirklich keine einzige Erinnerung an irgendwelche schlechten Ereignisse. Ich habe auch wohl ein dickeres Fell gehabt (und habe es noch) als andere Kinder, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich drei dicke Tagebücher habe, angefangen im Alter von 11 Jahren und bis nachdem mein Mann aus dem Kriege in 1945 zurückkam. Das Tagebuch hat mir riesige [Dienste geleistet], davon will ich Ihnen später erzählen. In diesen Tagebüchern habe ich keine Klagen über meine Freundinnen, und deshalb bin ich in 1968 zu einer Klassenreunion nach Krefeld zurückgefahren. Davon auch später.

Sie wissen, daß in Krefeld alles viel später anfang als irgendwo anders, nach dem, was ich von anderen Familien im Ausland hörte. Darum war die Kristallnacht so etwas Fürchterliches, so etwas Wahnsinniges, daß bis heute kein Tag vergeht, ohne daß ich daran denke: Die Kristallnacht und die Konzentrationslager! Ich habe die letzteren vor zwei Jahren besucht, im ganzen 5, habe unsere Kinder mitgenommen. Mein Mann und ich—er ist Amerikaner—und unsere Kinder. . . . wie kann man da "Gott-sei-Dank" sagen, als ob wir verschont blieben durch Gottes Güte! Ich habe schon lange gelernt, daß Gott nichts damit zu tun hatte, Er hat den Menschen—sogar den Nazis, wenn man die "Menschen" nennen könnte—freien Willen zu Gutem und Schlechtem gegeben!

Nun also, als mein Vater in der Mitte der Nacht in der kleinen Wohnung, die uns gute Freunde zur Verfügung stellten, nachdem sie unser zerstörtes Haus sahen und sie auf den Speicher zogen, von 2 SS-Männern und einem Zivilisten abgeschleppt wurde und meine Mutter einen Nervenzusammenbruch mit schrecklichem Ausschlag bekam, da wußte ich, daß ich aus dem verhaßten Land rausmußte, legal oder nicht legal. Ich hörte, daß England Erlaubnis gab für Mädels, 18 Jahre oder älter, als Dienstmädchen in englischen Familien zu arbeiten. Ich war noch keine 18, so habe ich mein Alter gefälscht, und kurz danach kam mein Visum an. Die schreckliche Angst, an der Grenze erwischt und Gott weiß was zu werden, war grausam. Ich konnte nicht schlafen, essen, immer wieder kam mir alles Mögliche vor die Augen. Ich habe so blaß und ausgehungert ausgesehen, daß es ziemlich glatt abging, sogar in England, wo sie mein Geburtsdatum nicht mit dem vom Paß verglichen. Dienstmädchen in einem riesigen Bauernhaus war nicht einfach für mich, natürlich, ich mußte die schmutzigste Arbeit alleine machen und noch ein kleines Kind dabei zum Aufpassen. Die größte Angst war, daß die Eltern und meine Schwester nicht zur Zeit vor dem Anfang des Krieges kommen könnten. Wir wußten doch alle, daß der Hitler-Wahnsinn, die Welt zu erobern, einen Weltkrieg verursachen würde. Als die Eltern dann endlich 10 Tage vor dem Ausbruch ankamen, da kam die Verzweiflung, ob mein junger Cousin die Adoptierungspapiere erhält, die ich ihm besorgt hatte mit Hilfe einer englischen Familie. Er hat sie nie bekommen, hat nie erfahren, daß wir alles taten, um ihm das Leben zu retten. Er und seine Mutter und unsere Großeltern sind alle in Izbica und in Auschwitz (wenn sie den Viehwagentransport überlebten) umgekommen! Von der Familie Aretz, die uns die Nacht, bevor unser Haus zerstört wurde, in ihrer Wohnung versteckte, Nicht-Juden, haben wir nach dem Ende des Krieges alle Schrecklichkeiten erfahren. Herr Hans Aretz, ein feiner, lieber Freund, hat meinen Lieben Butterbrote und Obst an den Bahnhof gebracht, als sie auf den "Judentransport" warteten. Die Halunken hatten meiner Großmutter, die 85 Jahre alt war, vorgelogen, daß man sie zu ihren Kindern nach Amerika schicken würde. Da ist sie ohne Klagen mit ihnen gegangen!

Seitdem ich meine ersten Erinnerungen hatte, wollte ich Doktorin werden. So habe ich mich mit Not und Tod durch Latein geschlagen. Natürlich gab es keine Hoffnung, als ich endlich in Amerika ankam, Medizin zu studieren. Ich kam Mittwoch in Chicago an und war Donnerstag schon *downtown* von Fabrik zu Fabrik und habe Arbeit gefunden. Später habe ich Frisöse gelernt, geheiratet, und als meine Kinder älter wurden, ging ich ins College und habe Hebräisch und *Jewish*

studies sehr intensiv studiert. In 1968 wurde mein größter Wunsch erfüllt: Ich ging mit meinem kleinen Sohn Shalom in eine Ulpan nach Israel, um Hebräisch zu lernen. Es war die glücklichste Zeit meines Lebens, endlich im "Heimatland" zu sein, wo alle meine Wurzeln wirklich steckten. Hunderte von Jahren in Deutschland haben uns gelehrt, daß der Aufenthalt nur ein Übergang war. Durch Zufall hörten meine früheren Mitschülerinnen von diesem Unternehmen, und schrieben sie mir, ich sollte bitte, bitte zum Klassentreffen nach Krefeld zurückkommen. "Niemals dahin, ich hasse den Platz, Nächte lang habe ich im Schlaf geschrien, die Grenze—die SS—sie holen wieder meinen Vati ab—gerannt hier und da und keiner hilft mir—" das kam mir in den Sinn. Mein Mann erinnerte mich, daß ein Psychologe mir sagte, ich müßte zurück zum Heilen meiner Krankheit. Mein Mann bat mich dringendst, so sind wir gegangen. . . .

Die Freundinnen kamen von weit und nah: Belgien, Schweiz, sogar eine von Kambodscha, wo ihr Mann Diplomat war. Es war ein gutes Wiedersehen: Wir hatten alle sehr viel mitgemacht in den Kriegsjahren und nachher, ich war bei weitem nicht die einzige. Wir haben uns aneinander gefreut, viel geschmust und gelacht. Mein Deutsch war miserabel, sie sagten zwar, daß sie fast alles verstanden! (Ich sitze an diesem Brief schon etwa 4 Stunden mit Lexikon und verschiedenen Anrufen an meine Mutter!) Wie konnte ich die "Mädels" verantwortlich machen für das, was ihre Eltern getan hatten? Wie kann ich Sie neun liebe Menschen verantwortlich machen für die Sünden ihrer Großeltern? Aber die grauhaarigen Damen und Herren, die ich in 1968 in Deutschland ansprach (oder sie mich), versicherten mir, daß sie nie Nazis waren und von Konzentrationslagern nichts wußten. Wir fuhren nach Dachau mit meinem 9-jährigen Sohn. Ich ging in die naheliegenden Häuser, fragte die Leute, wie lange sie dort wohnten, 30-40 Jahre. "Judenvernichtung? *Neieiein!* Keine Ahnung gehabt!" Dasselbe in Mauthausen/Österreich. Wo wir hinkamen, ich habe mich dauernd gefragt: Wo waren alle die Besitzer von den Tausenden von Uniformen in den dreißigern? Die Menschen, die unsere Geschäfte und Häuser zerschlugen, uns "Judensau" nannten? Unsere Väter abholten? Darum fing mein Brief an, über die Krokodiltränen zu sprechen! Wir sind noch zweimal nachher nach Krefeld zurück, in 1973 und in 1981. . . .

Na, also was tue ich jetzt? Frisöse habe ich schon lange aufgegeben, obwohl mein Mann, meine Mutter, Kinder und 8 Enkelkinder noch immer gute Kunden sind! Als ich aus Israel zurückkam—ich bin jedes zweite Jahr dort, mein Lieblingsaufenthalt—bin ich Hebräischlehrerin geworden. Ich wußte alle diese Jahre, daß ich einen Grund finden muß, warum ich die grausame Zeit überlebt habe und so viele von meinen Jugendfreunden nicht. Meine beste Freundin, Edith Lindenbaum, wurde, als sie von einem Soldatentransportzug, wo sie als Hure dienen mußte, flüchtete, erschossen. Sie war damals 18 oder 19 Jahre alt. . . . Ich glaube, daß wir Überlebenden alle mehr oder weniger von einer gewissen Schuld leiden, die "Warum ich?" heißt. Meine Liebe für meine Religion, mein Respekt für ein Volk, das so viel gelitten hat und doch immer noch entsteht und immer wieder blüht, mein Wille, all dies den . . . Kindern zu übergeben, all das ist sehr wichtig und heilig für mich. . . . Seitdem ich in Amerika bin, habe ich in vielen Schulen, jüdischen und nicht-jüdischen, von meiner Kindheit, meinen Erfahrungen erzählt. Ich bringe dann meine Tagebücher, meine Photoalben, alle möglichen

Sachen, die mir als Kind Freude machten, in die Klassen. Ich erzähle ihnen, wie es war, als ich zum Krefelder Schwimmbad ging und dort ein Schild stand "Hunde und Juden verboten", dann der Turnverein, der Tennisplatz, die Kinos, das Theater, die Schule usw. Diese Kinder können sich identifizieren mit meinem Leben, ich frage sie: "Was hättet ihr getan? Wäret ihr doch in das Schwimmbad gegangen? After all, they did not know that I was Jewish!" . . . Dann schreiben die Kinder Gedichte, Briefe, Berichte, und die heißen "I am Ruth, and the year is 1936". Glaubt mir, Ihr Jungen, ich treffe manchmal erwachsene Damen und Herren, who tell me: "Ruth, I can't wait until my child hears you as I did about your childhood in Krefeld and in England. I have never forgotten it!" Ihr seid ein gutes example, you have not allowed the people around you to forget! Who knows, who will be next?? If we cannot learn, on this little planet, to live in peace, side-by-side, and if we cannot learn to *appreciate* the customs and other things that we have in common instead of *hating* those which are different from ours, then it will serve us right when another war destroys us totally. The world would not be worthwhile to live in. As long as we have young people like you in enough countries, there is hope. Congratulations, and again: Shalom und kommt uns mal besuchen!

Herzlichst

Ihre Ruth Elcott

P.S. . . . Alle unsere Enkelkinder . . . wissen, wer sie sind und wer ihre Vorväter waren. Aber man muß auch nie vergessen, daß man Weltbrüder hat, und wo es Ungerechtigkeit gibt, da muß man offen sprechen! Wir sind alle Gottes Kinder, und es bleibt noch viel zu tun, um das zu beweisen. Sie haben Gottes Arbeit gut gemacht!

Gymnasium am Moltkeplatz
Krefeld, Federal Republic of Germany

Anmerkungen

¹ Brief an die Journalistin B. Spiro, 1976.

² Text des Briefes siehe S. 158. Von 54 ausgesandten Briefen blieben 24 unbeantwortet; 12 kamen wegen Unzustellbarkeit zurück bzw. brachten kein Ergebnis für die Untersuchung. Die Namen der verantwortlichen Schülerinnen und Schüler sind: Volker Fischer, Jürgen Flender, Michael Gerhardt, Bettina Gonschorek, Heike Koß, Monika Ptinopoulos, Magdalena Salvato, Simone Spangenberg, Helen Yeardeley.

³ Die Schülergruppe Legte die achtzehn Antwortbriefe photomechanisch reproduziert privat vor in dem Heft *Krefelder Juden in Amerika: Dokumentation eines Briefwechsels* [Krefeld, 1983], S. 17-68. In der vorliegenden Auswahl haben wir die Texte soweit wie möglich wortgetreu wiedergegeben, Auslassungen kenntlich gemacht, Orthographie und Wortgebrauch behutsam redigiert, wo Interferenz vom Englischen es nötig erscheinen ließ.

⁴ Diese und die folgenden Angaben stützen sich auf den Aufsatz von Dieter Hangebruch, "Emigriert—Deportiert. Das Schicksal der Juden in Krefeld zwischen 1933 und 1945," in *Krefelder Juden*, Krefelder Studien, 2, Hg. Der Oberstadtdirektor—Stadtarchiv (Bonn: Ludwig Röhrscheid, 1980), S. 137-252; bes. S. 139 ff.

⁵ Ebd., S. 249.

⁶ Um mit seinem Anliegen einen möglichst breiten Bevölkerungskreis zu erreichen, koordinierte der Religionskurs die Veröffentlichung seiner Arbeit mit einer Veranstaltungsreihe zum Gedenken an den Beginn der Naziherrschaft vor fünfzig Jahren. Zu dem Thema "1933-1983: Haben wir aus der Geschichte gelernt?" fanden drei öffentliche Veranstaltungen in der Aula des Gymnasiums statt, die unter dem Leitthema "Die

Überlebenden—Die Täter—Die Nachkommen“ das Gespräch mit KZ-Überlebenden suchten und die Problematik der NS-Prozesse wie die des „Antisemitismus heute“ behandelten. Eine Stadtrundfahrt zu den Stätten der Verfolgung und des Widerstands in Krefeld sowie Ausstellungen zu dem gesamten Themenbereich zeigten das Umfeld auf, in das das Gedenken an die ehemaligen Mitbürger eingeordnet wurde. Es haben sich freundschaftliche Beziehungen zu Briefpartnern entwickelt, die in Einladungen und Besuchen sichtbar werden.